

Ist doch nichts passiert

Eine Ausstellung in Berlin zeigt, wie sich die jüngste Kunst mit aktuellen Umbrüchen beschäftigt

Ist die Revolution schon reif fürs Museum? Woran liegt es, dass die Kunst und die Museen jeden Wandel auffangen und wie ein Live-Ticker zeitnah verarbeiten? Wie auch immer die Antwort ausfallen mag – fest steht, dass sich der Umgang mit gesellschaftlichen Umbrüchen radikal verschoben hat. Stand noch 1968 der künstlerische Glaube an die Veränderbarkeit der Welt im Vordergrund, wird heute jede Revolution historisiert und verfremdet, so als ob die Kunstwelt das böse Erwachen besserwisserisch vorwegnehmen müsste. Das zeigt: Der Mensch ist skeptischer geworden und angesichts wegbrechender Ideologien auch ironischer.

Eine wunderbare Schau in der „Kleinen Humboldt Galerie“ in Berlin widmet sich genau diesem Thema. In der Ausstellung „Languages of Revolution“ werden dreizehn zeitgenössische Künstler präsentiert, die sich mit der Frage beschäftigen, welche Formen die Protestkultur in einer postideologischen Ära angenommen hat. Schon gleich am Eingang überrascht ein weißes Protestschild, auf dem verschiedene Original-Parolen der „Occupy-Bewegung“ erscheinen. Gerade aufgrund ihrer polyvalenten, sich teilweise widersprechenden Aussagekraft beginnt man zu begreifen, dass in der westlichen, individualisierten Welt kollektiver Protest nur dann möglich ist, wenn er keinen gemeinsamen Nenner mehr hat: Die Forderungen variieren, nur der Gegner ist gleich, im Gewand des Kapitalisten und

des Bankers. Die Sprüche reichen von Gewaltaufrufen wie „Off with their heads“ bis zu markanten Aussagen wie „Get a fucking job!“, die freilich selbstironisch beantwortet werden: „You don't get it!“ Auf diese Weise zeigen sich die „Occupy-Aktivist*innen“ nicht als gewaltbereite Linksradikale, sondern als frustrierte Arbeitslose mit Studienabschluss.

Während die Kunst in der Auseinandersetzung mit dem arabischen Frühling noch die verändernde Kraft von Revolutionen hervorhebt, bricht bei der Reflexion von westlichen Protesten eine Art Glaubensfeindlichkeit durch – die Menschheitskepsis obsiegt gegenüber einer opaken, nicht zu fassenden Welt. Das kann man auch an der Diaprojektion „Ta-

king Time“ von der isländischen Künstlerin Elin Hansdóttir ablesen, die achtzig Menschen bei Demonstrationen porträtiert hat, ohne die Aufschriften der Transparente zu zeigen – sie wurden nachträglich getilgt. Übrig bleiben schreiende, wimmernde, flehende Gesichter mit leeren Tafeln in der Hand, denen das historische Ablaufdatum regelrecht eingebrannt ist. Man liegt nicht falsch, wenn man der Arbeit ein gehöriges Maß an Resignation unterstellt.

Aber das ist nur die eine Seite: Denn gleichzeitig wird der spottende Umgang mit politischem Protest als Selbstaufgabe entlarvt, die in eine sinnlose Haltung des Wegschauens mündet. Ein Phänomen, das nicht nur große Teile der westlichen Gesellschaft, sondern auch die Massen in China betrifft. Das wird in der aberwitzigen Video-Performance „Solid Stage“ von Chen Yizhong deutlich, die zwar in einer Einkaufsstraße in Chongqing spielt, aber auch in Paris, Berlin oder London nicht anders ausgefallen wäre: Der Künstler hat sich dabei gefilmt, wie er auf einer Rolltreppe einen roten Teppich aus- und wieder einrollt, während die hektischen Passanten dem Mann wie einem Hindernis auszuweichen versuchen. Niemand reagiert, niemand wundert sich oder fragt, was der Mann da macht. Nur die Sorge, pünktlich zur Arbeit zu kommen, scheint die Aktentaschenträger zu beschäftigen. Sobald der ökonomische Alltag die revolutionäre Erwartung ersetzt, bleibt die Empfindsamkeit auf der Strecke.

„Macht nichts“, sagt der deutsche Künstler Clemens Wilhelm dazu, indem er tausend Buttons mit genau dieser Aufschrift in eine Glasschüssel wirft. Ist das eine Drohung? Eine Empfehlung? Oder ein Imperativ? Es ist vielmehr die Pointe dieser von Jana Johanna Häckel klug kuratierten Ausstellung und die Erkenntnis nach Occupy-Bewegung und arabischem Frühling: Wie die Welt zu verstehen ist, kann uns weder ein Revolutionspamphlet noch die Kunst überzeugend erklären. TOMASZ KURIANOWICZ

Languages of Revolution. Bis zum 22. Mai in der Kleinen Humboldt Galerie in Berlin. Es gibt keinen Katalog.



Rechtschreibung ist hier Nebensache: Der deutsch-türkische Künstler Nasan Tur sprayt Slogans an Häuser und fotografiert sie ab.

Foto Kleine Humboldt Galerie

Atombomber

Chemiker George Cowan gestorben

Wäre der Zweite Weltkrieg nicht gewesen, hätte George Cowan seine Fähigkeiten wohl eher friedlichen Zwecken gewidmet. Doch das Wissen und das Talent machten den 1920 in Worcester (Massachusetts) geborenen Chemiker für die amerikanischen Militärs interessant, die ihn für den Bau der ersten Atombombe engagierten. Das Rüstzeug hatte Cowan

nach seinem Chemiestudium 1941 – er war damals gerade 21 Jahre alt – bei dem Nobelpreisträger Eugene Wigner, dem Mitentwickler der Theorie der nuklearen Kettenreaktion, erlernt. Nur wenige Forscher des Manhattan-Projekts durften alle Komponenten des brisanten Vorhabens wissen. Cowan war einer von ihnen. Nach dem Krieg holte er seine Promotion nach und forschte von 1949 an fast vierzig Jahre lang am Los Alamos National Laboratory in New Mexico. Dort wies er anhand von Bodenproben

nach, dass auch die Sowjetunion über Atombomben verfügte. Gleichzeitig war er kulturell und als Geschäftsmann aktiv. Er gründete die Santa Fe Opera und die Los Alamos National Bank, die Laborangestellten zu Eigenheimen verhalf. 1983 rief er mit anderen das berühmte Santa-Fe-Institut zur Erforschung komplexer Systeme ins Leben. Am vergangenen Freitag ist der letzte führende Mitarbeiter des Manhattan-Projekts im Alter von 92 Jahren in Los Alamos gestorben. F.A.Z.